

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Tagebuchblätter
Autor: Escher, Nanny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIESCHW 612
200 41.

August Keppli, Hombrechtilon.

Hochzeitszug. Holzschnitt nach Albert Welti *).

Tagebuchblätter.

Von Nannn von Escher, Albis.

Albis, 30. November.

Heute ist es bitterlich kalt. Ich konnte die Finger kaum bewegen und brachte trotz des Vorsatzes, recht fleißig zu sein, wenig zustande. Erst nachts, als das Zimmer gut durchwärm't war, tauten die Glieder auf, die Leistungsfähigkeit erwachte, und nun ging's los!

Eine endlose Epistel schrieb ich meinem russischen Freund. Ob sie ihn erreicht oder ob er längst auf dem Schlachtfeld fiel, weiß mir feiner zu sagen. Aber ich wollte das alljährliche Plauderstündchen doch halten, um so mehr, da unsere Gedanken beständig in Russland weilen, seit wir aus Eisenach regelmäßig die Kriegstagebuchblätter erhalten, welche Elisabeth von Dettingen ihren Eltern schickt. Als Oberin des livländischen Lazaretts vom Roten Kreuz amtet sie, die wir als ganz kleines Mädchen gekannt haben, in Echo. Sie reiste im April mit dem Gatten, der die chirurgische Abteilung leitet, von Riga ab, wo sie gewiß mit meines Freundes Schwester

verkehrte, hatte sie doch vor Jahren von ihrem Schwiegervater medizinische Schule erhalten.

So bildeten die Interessen ein Ge-
spinst, und die bange Frage: Lebt B.
noch? wurde immer mächtiger und ließ
mir schließlich keine Ruhe mehr.

1. Dezember.

Ein Zeitungsartikel erinnert mich an einen Ausspruch aus Carl Stauffers Briefen: „Windelmann und Goethe haben angefangen, außer über ihre Kunst, die Schriftstellerei, als Fachleute auch über anderer Leute ihre als Laien zu schreiben. Und das war überflüssig. Die Goethesche Saat ist denn auch aufgegangen wie Unkraut zu tun pflegt. Es begriffen sofort eine Reihe spekulativer Köpfe, daß da ein Acker brach liege und es kein dankbareres und bequemeres Handwerk geben könnte, als über eine Sache zu schreiben, von der die meisten

*) Vgl. „Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern“ in diesem Heft.

Menschen nichts verstehen und es doch nicht Wort haben wollen.“

2. Dezember.

Lektüre und Postsendungen regeln beständig den Kurs unserer Interessen. War vorgestern Russland an der Reihe und gestern heimische Kunst, so nahm heute Japan den ersten Platz ein.

Vor acht Tagen erhielt ich ein Buch über japanische Siegelsstempel, und diesen Morgen überraschte mich derselbe unbekannte Geber durch Zusendung der Schrift über die Verwendung des Bambus. Trotz des nüchternen Titels fing ich gleich zu blättern an und wurde bald derart gefesselt, daß ich buchstäblich Essen und Trinken vergaß. Eine ganze Kulturgeschichte Japans steht in den kurzen klaren Notizen. Alles, was mir mein Freund von seiner Weltreise aus über dieses sonnige blumige Land geschrieben hatte, fiel mir ein, und ich ließ im Geist die zahllosen Postkarten mit den fein abgetönten Bildern von Tempeln, Brücken und Toren durch die Hand gleiten, und freute mich aufs neue, daß ich damals das Geleit geben durfte.

3. Dezember.

Vom Frühstücksplatz aus sah ich heuer zum erstenmal den Häher, diesen echten Wintergäst, in seinem braunen Kleidchen mit dem schönen blau und weißen Feder- schmuck. Sonst pflegte er nur bei strengster Kälte zu kommen, deshalb traute ich meinen Augen kaum, als ich ihn auf der nächsten Tanne gewahrte.

6. Dezember.

In Gedanken wandere ich wieder in Wiesbaden herum, auf dem Nikolausmarkt, der abends mit seinen Lebkuchen- und Spielwarenbuden, die von bunten Papierlaternen erhellt wurden, einen geheimnisvollen Anblick bot. Und märchenhaft war's im Park, wo auf dem zugefrorenen Teich aus Eisquadern ein Schlößchen errichtet worden war, das in festlicher Beleuchtung die winterliche Pracht ringsum erhellt. Immer gab es in Wiesbaden irgend etwas Interessantes zu sehen. Auch an anregendem Verkehr war kein Mangel. Da war vor allem Spielhagens geistvolle Schwester, dann die liebenswürdige Majorin, die Schwä-

gerin von Louise von François, deren „letzte Reckenburgerin“ zu meinen Lieblingsbüchern zählt. Um ihretwillen saß ich besonders gern bei der Majorin, die nicht müde ward, von ihres Mannes Schwester zu sprechen, auf die sie wegen der Freundschaft zu Conrad Ferdinand Meyer unglaublich stolz war.

7. Dezember.

Heute danken alle. Der junge Ingenieur für die fröhliche Stimmung, die er nach den paar Sonntagsstunden habe heimbringen können, Dr. Arnold Otts Gattin für die Geburtstagswünsche, über die sich der franke Dichter so sehr gefreut habe, und ein Holzbildhauer für empfehlende Worte in der „Zürcher Wochen-Chronik“. Der Erfolg habe sich fast mit Zaubergerwindigkeit bemerkbar gemacht.

Um heutigen trüben Tag hat die Gewißheit, daß man ein bißchen wohlzutun vermochte, etwas Versöhnendes. Sie wirft einen freundlichen Schimmer auf das schwarz-weiße Halbtrauergetwand der Gegend und sacht die Unternehmungslust an.

9. Dezember.

Der sonnige Morgen predigt Vergessen. Ich fasse alles symbolisch auf: Die Sonne ist das Menschenherz, das nach allen Kämpfen rein und stark bleibt, bereit, zu helfen und zu trösten. An diesem Vorbild halte ich mich, wenn ich erlahmen will. Nur wenn jeder sich sagt: Du mußt stark sein für alle, dringen wir durch zum Guten. „Nicht unterliegen, immer aufrecht und fest!“ lautet der Wahlspruch unserer irdischen Wallfahrt.

10. Dezember.

Ich spürte den Föhn, der in den Bergen Platz schaffen mußte für frischen Schnee. Aber weil kein Guest kam, war es schließlich einerlei, ob ich Kopfschmerzen hatte oder nicht. Der Tag verging still, gab weder neue Eindrücke, noch alte Erinnerungen. Schmerhaft huschte er vorbei — er — der vielleicht so manchen großes Glück und tiefes Leid gebracht hat.

12. Dezember.

Ein alter Holzer ist im Krankenhaus Kappel, wohin er letzte Woche transpor-

tiert worden war, gestorben. Er wird uns recht fehlen. Stets war es uns eine Freude, wenn wir den Achtzigjährigen nach Feierabend aus dem Wald heimkehren sahen. Nie schien er unzufrieden. Mit kräftiger Stimme wünschte er uns die Zeit — wie die Landleute hier oben sagen — und berichtete, wieviele „Burden“ er gemacht habe und was er vom Wetter halte. Er gehörte gewissermaßen zum täglichen Brot. Wenn ich beim Brunnen Wasser holte und von weitem seinen schweren Tritt hörte, blieb ich stehen, um den Abendgruß nicht zu versäumen. Nun geht der gute Alte auf anderen Gefilden still seines Weges und hält für immer Feierabend.

13. Dezember.

Warum können wir die Menschen bei Lebzeiten so selten in ihrem wahren Licht

sehen, sondern dürfen meist erst nach ihrem Tod aus Necrologen erfahren, wie ihr eigentlicher Kern war? Diese Frage quält mich oft. Wie manchem, an dem wir gleichgültig vorbeigehen, würde vielleicht ein Händedruck über schweres Leid hinweghelfen!

16. Dezember.

Wieder ein Todesfall in der Nachbarschaft. Eine stille, bescheidene Frau, die aber beweint wird wie selten eine. Sie war in erster Ehe mit einem Italiener vermählt, der sein ehrliches Auskommen fand. Von ihm hatte sie mehrere Kinder, unter diesen einen verfrüppelten Knaben, der in rührender Liebe an seiner Mutter hing. Auch als sie nach Vaters Tod den Nachfolger im Amt heiratete, änderte dies nichts an der kindlichen Hingabe des Sohnes, der sich, da nach kurzem Eheglück der Stiefvater starb, immer inniger an die Mutter anschloß. Als sie vor einigen Monaten wegen einer Operation ins Krankenhaus gebracht werden mußte, fuhr der Arme mit seinem Wägelchen, das ihm der verstorbene Arzt von Albisbrunn, ein begeisterter Philanthrop, hatte anfertigen lassen, zu uns herauf und jammerte

herzzerreißend: „Ohne Mutter ist das Leben gar so traurig!“ Und wir besitzen dieses höchste Gut und klagen dennoch so oft über Kleinigkeiten, statt dankbar zu sein.

17. Dezember.

Mein Epos habe ich gestern vollendet. Ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht; aber ich habe das Gefühl, als hätte ich glücklich eine steile



August Appel, Hombrechtkon.

(Holzschnitt nach Albert Welti; s. „Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern“ in diesem Heft.)

Walpurgisnacht.

Höhe erklettert und dürfe nun ausruhen. Das Schicksal war auch gleich mit einer Belohnung bei der Hand. Zur Erinnerung an eine liebe Verstorbene erhielt ich einen schweren silbernen Talerlöffel, der mich aufrichtig freut.

Wenn ich das Bild der Stadt betrachte, die Mauern und Türme, so gemahnt es mich ans Kinderkleid einer Großmutter, sitzam und steif, frisches Leben beengend.

18. Dezember.

Liebe Gäste, und die ersten Eierzöpfe leiteten die Festzeit ein. Auf dem Lande bringt jeder Bursche seiner Geliebten einen Eierzopf als Christgeschenk.

21. Dezember.

Eine alte Frau, die uns Jahrzehnte hindurch feindlich gegenüberstand, wandte sich brieslich an uns mit der Bitte, ihre Papiere, die im Sterbefall von Wichtigkeit wären, aufzubewahren. Natürlich habe ich der Alten, welche mich in ihrer Verlassenheit dauert, sofort ein paar beruhigende Worte geschrieben. Trotz ihrer Kinder, für die sie ihr Leben lang gegeizt hat, ist sie mutterseelenallein. Ein solcher Feierabend nach mühevollm Tagewerk ist trostlos.

Mit der Morgenpost kam ein mit fremder Aufschrift versehenes Schäckelchen aus Capri. Darin lagen Orangeblüten, Lorbeer und Zypressenweige. Ich wünschte gern, wer so freundlich an mich gedacht hat.

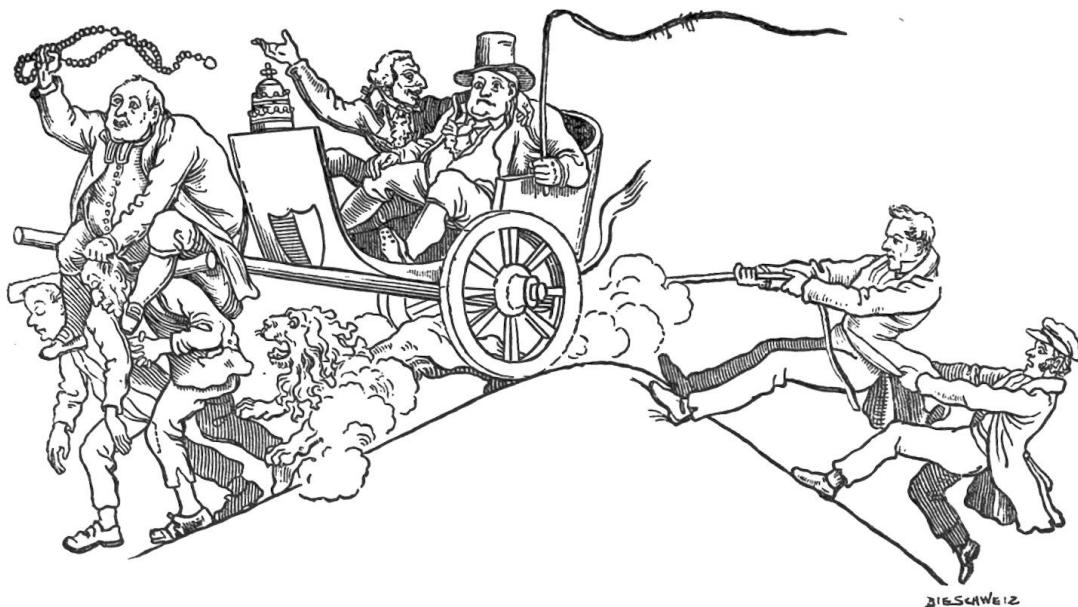
Auch eine Kollegin aus Rom schickte als Weihnachtsgruß ein hübsches Lese-

zeichen aus Pergament, und eine junge Sommerfrischlerin hat eine förmliche Bescherung zurecht gemacht. Als ich den Deckel der kleinen Pappschachtel in die Höhe hob, ganz auspacken wollte ich noch nicht, nur nachschauen, ob weder Blumen, noch Süßigkeiten Schaden leiden könnten, gewahrte ich Mispelweige, mit roten Atlasbändchen zusammengebunden. Darunter ein paar Päckchen, mit grünen Bändern und zierlichen Blumentärtchen geschmückt, und auf dem Boden der Schachtel einen Tannenzweig. Das sah so festlich aus, daß mir ganz feierlich zumut wurde.

Für das Epos habe ich eine neue Einleitung gedichtet, die den Grundgedanken besser präzisiert als die frühere, und als mein Glaubensbekenntnis gelten kann.

13. Januar.

Während des Lesens eines traurigen Briefes, mit dem mich ein Bekannter überraschte, fiel mir das schöne Gedicht von Anastasius Grün ein, „Des Mannes Träne“, das mir seit meinen Jugendjahren ganz aus dem Gedächtnis entschwunden war. Damals hatte es mich tief ergriffen. Heute weiß ich, daß die Wirklichkeit viel ergreifender ist; aber ich weiß auch, daß ein moderner Dichter jene Träne nicht besungen hätte. Als mich Conrad Ferdinand Meyer aufforderte, die Episode mit den faulustigen Frankfurter Juden, die als geschäftige Zauberer meinen alten Becher in neues Gold verwandeln wollten, in Verse um-



Martin Disteli: Buzerner Staatskarren. Aus dem „Distelkalender“ 1842.
(S. Rezension „180 Holzschnitte der Disteli-Zeit, hgg. von Dr. Jules Coulin“; i. „Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern“ in diesem Heft).

zusehen, sträubte ich mich zu Anfang gegen dieses Motiv. Dann versuchte ich den schweren Wurf, ließ die Geharnischten an der Wand aus den Rahmen steigen und weinen, falls ich dem frechen Ansinnen der Fremden Gehör schenken würde.

Allein der Meister, dem ich das Gedicht zur Einsicht sandte, antwortete mir: „Die Frauen dürfen eine Träne zerdrücken, die Männer müssen zürnen.“ Unsere Zeit ist streng geworden; sie duldet keine Sentimentalitäten, mit denen Leid und Not nie zu besiegen sind, sondern höchstens ungebührlich verherrlicht werden. Ich war dem Dichter dankbar für seinen Rat und befolgte ihn, nicht bloß damals, auch heute wieder in meiner Antwort an den betrübten Brieffschreiber.

14. Januar.

Abends las ich aus Prévosts „lettres de femmes“ einige der schönsten Abschnitte vor. Mama war entzückt von der Sprache, und da ich sorglich alle Stellen ausschaltete, die ihr Unstadsgefühl irgendwie hätten verleihen können, blieb der reine Genuss.

16. Januar.

Meine Schwester schrieb von einem Besuch, der alte Erinnerungen weckte. Die Tochter unseres Hauswirtes am Genfersee habe uns in Zürich nachgefragt und unendlich bedauert, uns dort nicht zu treffen. Seit wir zuletzt — im Jahr 1878 — in ihrem Elternhaus wohnten, haben wir die Frau Professor nicht mehr gesehen. Damals war sie ein frisches, fröhliches Mädchen. Ich freute mich stets, wenn sie an meinem Stübchen anklopfte, um mir Gesellschaft zu leisten; denn zu jener Zeit litt ich im Gegensatz zu heute an fürchterlicher Langeweile, die mich überall verfolgte. Zwischen den blühenden Laurustinus-Hedden schlich sie hinter mir her, auf dem Balkon stand sie neben mir, wenn ich den blauen See betrachtete, der im Sonnenlicht flimmernd vor mir lag, und abends begleitete sie mich in die Bibelstunde, die der Hausherr als Kirchenältester durch einen Geistlichen der église libre in seinem Salon halten ließ.

Eine Predigt über die Sünde ist mir unvergeßlich. „Elle plane, elle plane!“

rief der Pfarrer pathetisch, „comme un aigle.“ Dabei spreizt er die Finger auseinander — „qui se jette sur sa proie“ — beide Hände klappten geräuschvoll zu. Gefangen war das arme Menschenkind, und mit winselnder Stimme schilderte der beredte Kanzelredner, der mir keineswegs den Eindruck eines Heiligen machte, die Qualen der Sünde.

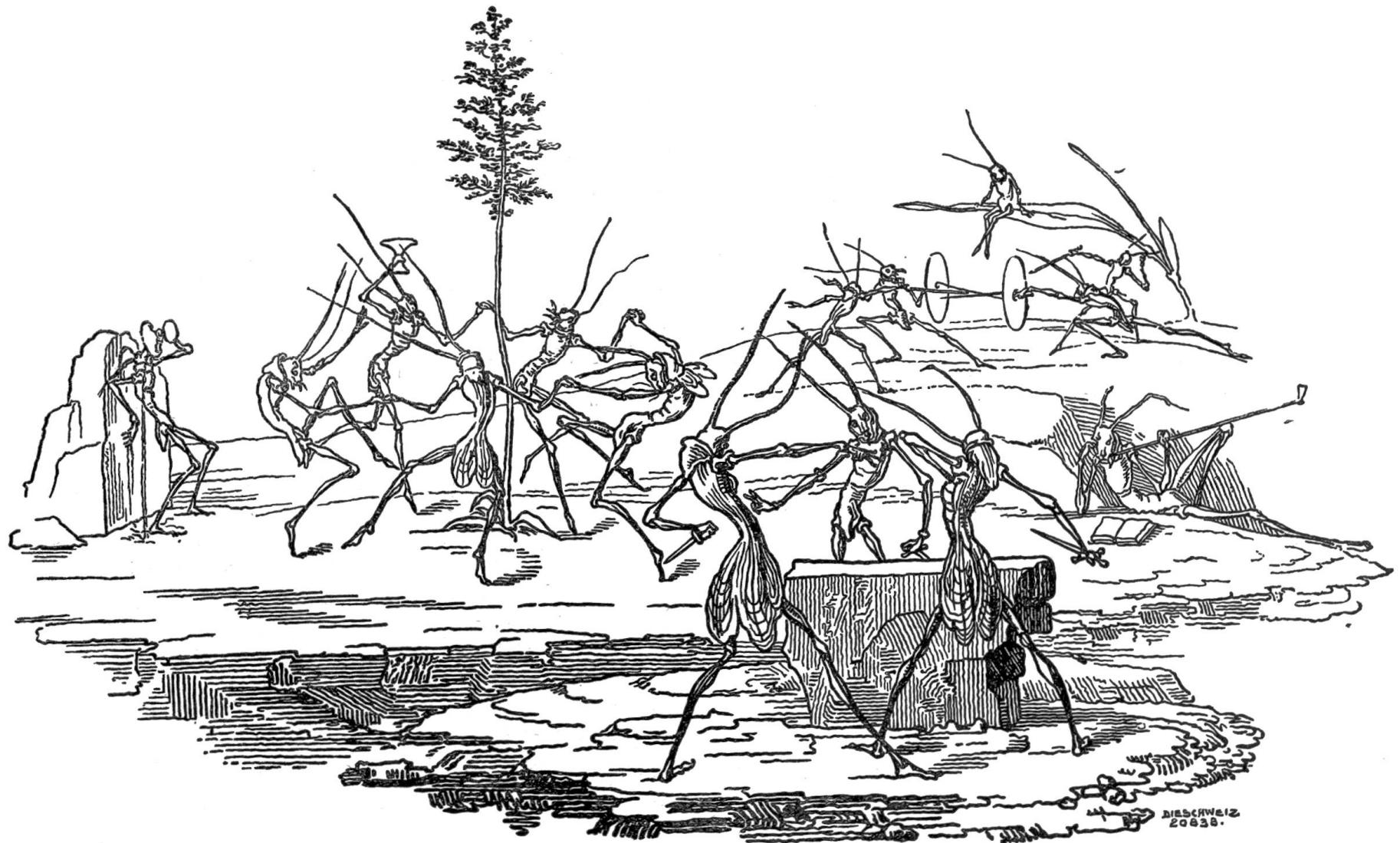
So manches fällt mir ein, wenn ich an Veytaux-Chillon denke, nicht bloß das Schloß mit seinem festen Mauerwerk und den majestätischen Savoyerbergen im Hintergrund, sondern Alltagskleinigkeiten, die alten Leutchen, die uns mit Butter und Eiern versorgten, und die von Mama, weil wir keine Namen wußten, Mr. le beurre und Mme. les oeufs getauft wurden, die Gassenkinder, die so fröhlich den Mai einjubelten: „mai, mai, joli mai!“, die Weiber am Brunnen, die auf Brettern die Wäsche rein rieben, der Stelzfuß, der zur Drehorgel sein trauriges „Santa Lucia“ stöhnte, und unsere Stundenfrau, welche mit unendlicher Wichtigkeit meiner stets lernbegierigen Mutter Unterricht im Korb- und Sessel- schlechten erteilte.

18. Januar.

Ueber das neueste Heft der „Schweiz“ freue ich mich unbeschreiblich. Das prächtige Baslerbild paßt schön zu meinem Gedicht „Rosen“. Sie blühten vor Jahren auf, als mir die alte Rheinstadt einen Freund raubte, und nun haben die Erinnerungswellen sie zur rechten Stunde wieder an die Oberfläche gebracht. So traurig wie damals ist mir heute nicht mehr zumut. Ich bin in Basel heimisch geworden und empfinde stets die dort verlebten Tage als Tage der Rosen.

19. Januar.

Fräulein Juliette, die letzte Effingerin, schickte auf einer hübschen Ansichtskarte vom Schloß Wildegg verspätete Neujahrswünsche, die nicht sehr wirksam waren; denn ich habe wieder einmal eine Rippe gebrochen. Mein Körper ist wie eine zerbrechliche Vase. Immer gibt es Scherben. Um das Klirren zu vergessen, zaubere ich mir die alte Burg hervor, die so trozig vom Fels herabschaut, daß man sich unwillkürlich im Eisenbahnwagen ein bißchen demütig fühlt, wenn man auf



Martin Disteli: Studentenleben.

Aus dem „Grashüpfer-Schluß“, Biegler-Kalender 1848.
(S. „Schweizer-Bücher und Bilder von Schweizern“: „180 Holzschnitte der Disteli-Zeit“.)

der Strecke Zürich-Bern an ihr vorbeifährt. Sitzt man droben in den durch die Geschichte geweihten Räumen, dann ändert sich freilich die Stimmung. Man fühlt sich geborgen und kann nicht genug hören, wenn die stattliche Herrin von vergangenen Zeiten erzählt.

Schon Fräulein von Effingers Erscheinung übt einen gewaltigen Zauber aus. Unter buschigen schwarzen Brauen treten leuchtende Augen hervor, die den Fremdling förmlich durchblitzen, als wollten sie genau prüfen, ob er wert sei, im Schloß zu hausen. Ich freue mich, daß ich fast alles, was ich während meines Aufenthaltes auf Wildegg erlauschte, in mein Epos „Kleinkindleintag“ habe einflechten können.

22. Januar.

Einer der jungen Freunde fand sich ein, der lange nicht hier gewesen war und sich inzwischen in einen hoch aufgeschossenen Jüngling verwandelt hatte, den Mama nicht mehr erkannte und dessen Einlaßbegehrten sie mit der kurzen Erklärung: „Ich weiß gar nicht, wer Sie sind, und weiß nicht, was Sie wollen,“ abzufertigen gewillt war, als plötzlich hinter dem Gebüsch ein kleiner weißer Foxterrier aufstachte, der deutlicher als eine Visitenkarte für die Herkunft seines Herrn zeugte. Daß der Hund die Erlaubnis zum Eintritt sofort erhalten hatte und durch sein vertrautes Gebaren zum Dolmetsch für seinen Herrn wurde, gab beim gemütlichen Beisammensein mit dem fröhlichen Gast viel Stoff zum Lachen.

24. Januar.

Ein prächtiger Sonntag! Vom Morgen bis in die Nacht hinein hörte man lustiges Schlittengeläut. Zu uns kamen zwei Malerinnen und eine junge Schriftstellerin, die unter angenommenem Namen seit Jahren Romane und Novellen publiziert.

Als mir seinerzeit eine Bekannte die Wahl eines Pseudos dringend empfahl, gab ich zum Bescheid, es falle mir nicht ein, mich Jeannette Has zu taufen, und ein Hasenherz hätte doch wahrlich der oder die, welche sich hinter falschem Namen vertröcken. Sehr oft mögen freilich die

Angehörigen den Ausschlag zu einem solchen Entschluß gegeben haben. Daher ziehe ich mein schroffes Urteil zurück.

26. Januar.

Niemand kam, der unterhalten sein wollte, kein Brief, der beantwortet werden mußte. Ich freue mich über die Ruhe. Und doch — wenn Mama sagt: „Meinetwegen hättest Du nicht Dichterin werden müssen; aber wenn man eine so wichtige Person sein will, von der jedermann etwas begehrt, so muß man halt herhalten,“ dann lobe ich mir doch die Unruh', die der Beruf in mein Leben gebracht hat.

29. Januar.

Mit großem Eifer hatte ich alles für Gäste hergerichtet, allein es zeigten sich keine. Viele Leute waren auf dem Berg mit kleinen Schlitten und Skistern, auch schön bespannte Schlitten und Autos sausten vorbei, nur im Häuschen blieb es still. Da benützte ich den ungestörten Abend zur Erfüllung eines längst gehedten Wunsches. Ich legte mir ein Verzeichnis meiner Bücher an, die mein bestes und liebstes Besitztum bilden. Den fatalen Umstand, daß ich die wenigsten in meiner unmittelbaren Nähe aufbewahren kann, gleiche ich dadurch ein bißchen aus. Ich kann im Katalog blättern, mich erinnern, wann ich dies oder jenes erhielt, und beim Lesen der Titel Menschen und Jahre an mir vorbeiziehen lassen, nicht bloß den Inhalt der Werke. Diese Meilensteine des Lebens erzählen mir von allem. Mit jenem hübsch illustrierten Bändchen verscheuchte ich in bösen Kinderkrankheits-tagen den Gedanken an Arzt und Arznei, mit dem Reclam-Büchlein, Hoffmanns „Rater Murr“ saß ich in sonniger Pfingstzeit am Wartburghang und freute mich über die Pilgerscharen, die auf allen Waldwegen herströmten zum historischen Wallfahrtsziel. Aus Conrad Ferdinand Meyers Novelle „Der Heilige“ hatte ich im Parf des Quellenhofes zu Ragaz Mama vorgelesen und mich geärgert, so oft die kleinen Pariserinnen mit ihren schleifengeschmückten Schokhündchen vorbeischwirrten und die fesselnde Lektüre durch den Singsang ihrer Gespräche unterbrachen. Die Tauchniz-

Edition, Longfellow's Gedichte, hatte mich ins Wallis begleitet. Während ich meine Lieblingsverse aufschlage, sehe ich die Engländerinnen im langweiligen Damen-salon des Hotels ihre ebenso langweiligen Patienten spielen. Der französische Roman, Bourgets „Idylle tragique“, in seinem gelben Umschlag, hatte mir am Genfersee ein Spiegelbild gesellschaftlichen Lebens gezeigt, das sich mir in nächster Nähe in Wirklichkeit entrollte. Deutsche Lyrik erinnerte an Höhenschwand, wo im einfachen Bergwirtshaus der elegante Einband und die feinen Stahlstiche die Bewunderung der schöngeistigen Schwester des Wirtes erregten, die uns erröten gestand, auch sie schreibe zuweilen Reime. Spielhagens „Platt Land“ hatte ich in Bern bei einem Antiquar unter den Lauben gekauft und dabei an Frau Rätin Hendells Novelle „Aus Langeweile“ gedacht, die auf den roten Fensterläden der Markt- oder Kramgasse

inszeniert worden war. So hätte ich bei jedem Titel verweilen mögen.

31. Januar.

Wie eine Büzfrau, die nicht ohne Streit von ihrer Dienstherrlichkeit scheiden kann und lärmend und polternd alle Türen und Läden zuschlägt, nimmt der Januar heute Abschied. Ringsum rasselt's und kracht's ohne Unterlaß. Der Himmel schneidet ein verzagtes Gesicht. Ein bißchen verzagt bin auch ich im Hinblick auf das Wenige, das ich in diesem Monat zustande brachte.

Die Bäume, die gestern noch so schön bereift waren, stehen kahl da, die Unholdin hat sie gescheuert und allen Glanz weggefegt.

Wäre mein Inneres glanzvoller, könnte mir die Kahlheit draußen wenig anhaben. Streng genommen, sind wir selbst die schlimmsten Ruhestörer unseres Seelenfriedens.

König Kophetua und das Bettlermädchen.

Erzählung von Annie Hindemann, Zürich.

Vorly hatte vor acht Tagen ihren sechsten Geburtstag gefeiert. Angetan mit einem roten, weißpunktirten Schürzchen saß sie auf einem großen, gelben, von der Sonne warm beschienenen Sandberg, hielt einen funkelnagelneuen Kessel in der einen, ein Schäufelchen in der andern Hand und sah so feierlich in die Welt, als sollte sie photographiert werden.

Bon ihrem Sitz aus genoß man eine schöne Rundsicht über den ganzen Garten. Ein herrlicher, grünrotgoldener Sommergarten war es — das Herrlichste darin aber hinwiederum war der Kastanienbaum! Von ferne schien es, als schlügen hundert blutrote Flammen aus seinem Geäst; kam man jedoch näher, sah man, daß es nicht Flammen waren, sondern feuerfarbene Blumensträuße, mit denen eine reiche und gütige Hand ihn über und über bestreut hatte. Und nun stand er ganz stolz und glücklich da und ließ sich bewundern.

Alles freute sich über ihn! Die Leute, die draußen vorüber gingen, lächelten beifällig, das alte, weiße Wohnhaus, dessen

eine, dem Garten zugekehrte Seite eben von der Abendsonne umschmeichelt wurde, schmunzelte auch ein wenig, der Springbrunnen gebärdete sich wie toll vor Vergnügen, gurgelte, funkelte, schlug Purzelbäume, und die Bienen, Wespen und Hummeln, die, der ersten Vorsommerglut noch ungewohnt, heute ein wenig schlaftrig des Weges daher brummelten, wurden plötzlich hell wach, wenn sie den schönen Baum gewahrten und surrten straß auf ihn los wie abgeschossene Gewehrkugeln. Wie das summte und rumorte! Als hätten sich ein paar Töne einer fernen, übermütigen Bauernhochzeitsmusik, die sich leichtsinnig aus dem Staube gemacht, hierher verirrt, in seinen Zweigen verfangen und verschlossen, weil sie nun eben einmal da seien, auf eigene Faust weiter zu tanzen und zu feiern. Eine etwas lopflose, halbbetrunkene Gesellschaft!

Die Kastanie spielte mit Recht die Hauptrolle im Garten. Sonst standen da nur noch niedere Rosenstämmchen, kleine Tannen und vielerlei Gebüsche — und drüben an der Mauer, die den Nachbar-